

Die obrigkeitliche Stadtbibliothek im 18. Jahrhundert

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **47 (1985)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

4. Die obrigkeitliche Stadtbibliothek im 18. Jahrhundert

«Die Burger-Bibliothec in dem Closter der Studiosorum steht in einem über das gantze Gebäu des einen Flügels durchgehenden schönen Saal, daraus eine schöne Aussicht über die Aar, und darneben ein Zimmer für die Raritäten oder Kunst-Cammer, ist sehr wohl eingeteilt, und alles in schönster Ordnung». So schreibt Dekan Gruner in seinen 1732 erschienenen – und verbotenen – *Deliciæ urbis Bernæ*. Dieser Text hat Spötter zum Ausspruch veranlasst, das Schönste an der Berner Bibliothek sei die Aussicht.

Gruners wohlmeinendes Lob war doch wohl etwas idealistisch; denn kaum war um 1700 die Erneuerung abgeschlossen gewesen, begann recht bald wieder die Klage wegen Raumnot. 1702 hatte die Obrigkeit weitere 5000 Pfund für Bücher gesprochen. 1712 brachte einen Zuwachs, dem Bern räumlich nicht gewachsen war: Zürich und Bern hatten die Stiftsbibliothek St. Gallen als Kriegsbeute abtransportiert und unter sich aufgeteilt. Wohin mit den fast 6000 Bänden und Handschriften? Provisorien und Auslagerungen in Dachböden veranlassten den Bibliotheksleiter 1715, in einem Memorial die Behörden auf die Übelstände hinzuweisen. Der Schulrat schloss sich den Überlegungen an, war aber über das Vorgehen geteilter Meinung: Wollte man eine Umnutzung von weitem Klosterräumen oder einen Anbau? 60 Jahre sollte eine Lösung auf sich warten lassen.

Als Bern im Friedensschluss von 1718 dem Fürstabt die Bibliothek zurückerstattete, stellte es die freundeidgenössische Geste in den Vordergrund. In Wirklichkeit fehlte der Stellraum – aber mit der sichtbaren politischen Geste war für die Politiker die Raumfrage in Bern vorläufig vom Tisch.

Wurden die Bücher überhaupt gebraucht? Einzelheiten über die Benutzung der Bibliothek durch die Hochschullehrer fehlen, wenn man von den Lobreden Rhellikans und Rudolphs absieht. Auch die Äusserungen von Reisenden sagen kaum etwas aus über den geistigen Ertrag, den die Stadtbibliothek für die Hohe Schule und damit für Berns Geistesleben abwarf. Leider sind wir auch nicht über die Bibliotheksbenutzung aus der Sicht der Studenten informiert. Ihnen stand die Bibliothek gegen einmalige Entrichtung von zwei Pfund für die ganze Studienzeit offen. Andere Benutzer hatten zwei Taler, also den vierfachen Betrag, zu erlegen oder ein bedeutendes Geschenk nachzuweisen. Der Umstand, dass die Studenten im Zeitraum von 1730/41 eine eigene Studentenbibliothek ins Leben riefen, lässt vermuten, dass die Stadtbibliothek den Lehrbuchbedürfnissen nicht zu genügen vermochte.

Umgekehrt darf man wohl auch fragen, wie weit sich die Hochschule um ihre Bibliothek bemühte, ausser dass sie stets zu Klagen über Missstände, vor allem über das Verschwinden von Büchern, Anlass gab. Es gehört zum Bild des Dozenten von damals wie heute, dass sein Interesse primär seiner Privatbibliothek gilt; die öffentliche ist eine Dienstleistung, von der man möglichst ohne Engagement und eigene Anstrengung viel erwartet. Die lobenswerten Ausnahmen bestätigen die Regel. So mochte es auch mit den vier Oberbibliothekaren bestellt sein, die man 1693 reglementarisch mit der alternativen Inspektion der Bibliothek betraut hatte. Als immer mehr Mängel, namentlich Münzdiebstähle, festgestellt wurden, mussten Bibliothek und Aufsichtsbe-

hörde handeln: Mit dem Ende 1725 geschaffenen Vollamt eines besoldeten und verantwortlichen Oberbibliothekars setzte die Professionalisierung ein. Namen wie Haller, Engel, Sinner und Ith zeigen, dass führende Geister sich der Aufgabe unterzogen, obwohl die Stelle als «subordinierter, bürgerlicher Posten» eingestuft war. Wenn Samuel Engel Sitz und Stimme im Schulrat erhielt, so war das *ad personam*, aufgrund seiner Zugehörigkeit zum Grossen Rat, und nicht als Oberbibliothekar. Es bedurfte mehr als eines Jahrhunderts, um den Oberbibliothekar standesmässig einem Hochschullehrer anzunähern. Gefördert haben diese Entwicklung zweifellos tüchtige Bibliothekare wie Johann Rudolf Sinner (im Amt 1748 bis 1776), unter dessen Leitung gedruckte Kataloge der Handschriften und der Druckwerke (Abb. vor Frontispiz) erschienen, die als bibliothekarische Spitzenleistungen in ihrer Zeit stehen und Berns Bibliothek im Zeitalter der Aufklärung den ihr gebührenden Platz und Ruf eintrugen, gleichzeitig aber auch Kenner und diebische Liebhaber auf den Plan riefen.

Das «Goldene Zeitalter Berns» hatte seine Rückwirkungen auf die Bibliothek: Die Obrigkeit setzte periodisch Beiträge aus, vielleicht nicht zuletzt deswegen, weil Oberbibliothekare im Grossen Rat sassen und der von 1726 bis 1735 als Oberbibliothekar wirkende Franz Ludwig Steiger, ein Schultheissensohn, 1754 sogar zum Deutschseckelmeister aufstieg. Mit den Beiträgen in einen Fundus, zunächst noch ohne den Charakter einer regelmässigen, jährlichen Unterstützung, wurde ein gezielter Literaturerwerb möglich, freilich kein systematischer Bestandaufbau. Liebhabereien mussten zurücktreten.

Samuel Engel, der leidenschaftliche Bibliophile unter den Oberbibliothekaren (im Amt von 1736 bis 1748), kaufte sich dermassen Raritäten auf Auktionen, dass er schon 1741 klagen musste: «J'ai amassé beaucoup de livres rares et passé 1000 volumes dans l'espérance qu'on les prendra pour la Bibliothèque, mais voyant qu'on n'en connaît pas le prix, je vais les offrir a des Anglais . . .». So liess er einen Katalog seiner «*Bibliotheca selectissima*» drucken und veräusserte die Seltenheiten 1744 mit Hilfe seines Vetters Albrecht v. Haller dem Grafen v. Büнау in Leipzig für 4000 Reichstaler – bloss etwa die Hälfte der seinerzeitigen Erwerbskosten. Die Sammlung des kursächsischen Kanzlers v. Büнау wurde 1764 in die systematisch aufgestellten Bestände der Kurfürstlichen Bibliothek in Dresden, die heutige Sächsische Landesbibliothek, eingliedert. Sie teilte 1945 deren Schicksal mit den unterschiedlich schweren Kriegsverlusten in den einzelnen Sammelgebieten.

In Bern mussten wegen knapper Mittel schon im 18. Jahrhundert zuerst Dozentenwünsche erfüllt und Bestandeslücken ergänzt werden – selten reichte es, abgesehen von Schenkungen, zu bibliophilen Kostbarkeiten. So verpasste Bern später auch die Bibliothek Albrecht v. Hallers, der 1735/36 selber als Oberbibliothekar gewirkt hatte: Hallers Bibliothek steht noch heute in Mailand; einzig seine Korrespondenzen konnten 1792 von seinem Enkel erworben und 1929 weitere Manuskripte aus Italien zurückgekauft werden.

Jeder der Oberbibliothekare des 18. Jahrhunderts hat seine typischen Tätigkeiten ausgeübt: Steiger war der Organisator der ersten Stunde, Haller bearbeitete das Münzkabinett und blieb von Göttingen aus Rezensent und «Fachreferent», Engel war Bibliophiler, wissenschaftlicher Editor (Herausgeber des *Petrus von Ebulo*, 1746) und

Initiant für Faksimilierversuche (Tafel 12), dazu bedeutender Katalogbearbeiter, was dann Sinner auf diesem Gebiete zur Vollkommenheit fortführte. Dennoch geistert heute noch in der Geschichtsschreibung das Bedauern herum über die angebliche Nichtberücksichtigung Samuel Henzis, der mit Engels Hilfe für kurze Zeit als zweiter Unterbibliothekar tätig geworden war, sich aber 1748 nicht für die Nachfolge meldete. Das gewählte «Herrensöhnchen» war der 18jährige Johann Rudolf Sinner, der als alleiniger Kandidat ein «scharpfes» Examen zu bestehen hatte und zum Glücksfall in der bernischen Kultur- und Bibliotheksgeschichte wurde. Sozialhistoriker setzen hier zwar die Akzente aus zeitbedingten Überlegungen anders. Henzi hat sich allem Anschein nach aus wirtschaftlichen und politischen Überlegungen nicht um das Amt beworben: Es war zu wenig lukrativ, und im Hinblick auf seine eben erst erfolgte Begnadigung übte er Zurückhaltung. Sicher ist es nicht die Wahl Sinners, die Hauptmann Henzi an die Spitze der Verschwörer von 1749 getrieben hat.

Sinners Bemühungen ist es zu verdanken, dass die alten Chroniken von Anshelm, Schilling und andern 1762 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden und deswegen aus dem Kanzleigewölbe in die Bibliothek kamen, übrigens der Grund, weshalb diese amtlichen Chronikwerke heute nicht im Staatsarchiv liegen sondern in der Bürgerbibliothek.

Mit welchem Ernst Sinner sein Amt ausübte, lässt eine Liste erkennen, die er zu Anfang 1774 dem Schulrat einreichte und in welcher er zur Entlastung seines bald zu erwartenden Nachfolgers an die 160 vermisste Titel aufführte: verlegte, entwendete oder verlorene Bücher. Dabei beanstandete er das Ausleihsystem, wonach mit einem auf Lebenszeit erworbenen Benutzungsrecht ganze Verwandtschaften im Lande herum mit Weitergabe der Bücher versorgt würden. Zudem trage allein der Oberbibliothekar die Verantwortung und hafte mit seiner Amtskautio auch für Dinge, die im grösser werdenden Betrieb einfach nicht zu überwachen seien. In dieser Beziehung hatte sein Vorgänger Samuel Engel eine ganz üble Erfahrung gemacht, indem sein eigener missratener Sohn dem Vater die Schlüssel zum Münzkabinett gestohlen, sich darin bedient und aus dem Staube gemacht hatte. Obschon vieles wieder beigebracht werden konnte, hatte der Vater jahrelang Rückerstattungen zu begleichen.

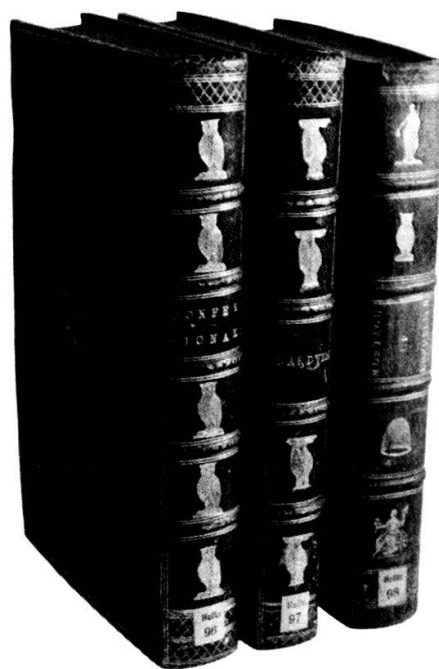
Auf welche Weise Sinner den Schulrat zur Auslösung von Krediten bei Rät und Burgern zu motivieren verstand, ergibt sich aus dem Wortlaut einer Eingabe des Schulrates an die Obrigkeit vom Frühjahr 1771: «Vortrag an Meine Gnädigen Herren und Oberrn Rät und Burger: Eine öffentliche Bibliothec wird billichermaßen unter die fürnemsten Zierden einer Statt gerechnet, jedennoch ist ihr eigentlicher Endzweck, die Wissenschaften auszubreiten, fast allen Ständen Hülf und Nutzen zu verschaffen, ja auch selbige zu erquicken. Damit aber ein solches Etablißement die Gemeinnützigkeit, zu deren es bestimmt ist, behaubte, muß es immerdar mit denen täglich herauskommenden gelehrten und demselben anständigen Werken vermehret werden. Niemand wird wohl zweifeln können, daß Eüere Hohe Gnaden sich nicht auch zu allen Zeiten einen gleichen Begriff zu gonsten hiesiger Bibliothec gemachet und aus diesem Gesichtspunkt zu derselben Vervollkommung von Zeit zu Zeit beträchtliche Steuern abgeben haben. Diesemnach liget nun Meinen Hochgeachten Herren den Schulrätten ob, Eüeren Gnaden durch beyliegendes Verzeichniß anzuzeigen, um wie viel die

hiesige Bibliothec angewachsen und wie die letzte anno 1767 erhaltene gnädige Beysteür nach Eüer Gnaden hohem Intent verwendet worden. Wann aber diese Summ gegenwärtig aufgebraucht ist, so nemmen gemelte Meine Hochgeachte Herren die Freyheit, Eüer Gnaden wiedermahlen um eine gnädige Beysteür zu handen der Bibliothec zu bitten und selbige Hochdenenselben Ehrerbietigst zu empfehlen.»

Der Text enthält alle Elemente für eine klassische Budgeteingabe: Die Doppelbestimmung der Bibliothek für Stadt und Hochschule, für Wissenschaft und Unterhaltung, die Notwendigkeit der Kontinuität und Aktualität und demzufolge den Bedarf an Geldmitteln. Mit einem Zuwachsverzeichnis wird die zweckmässige Verwendung der Mittel seit der letzten Subvention vor vier Jahren belegt und um eine neue Beisteuer nachgesucht. In Sinners Amtszeit hat sich die Regel herausgebildet, dass die Obrigkeit alle vier Jahre 1000 Taler zur Bücheranschaffung bewilligte. Damit war die Bibliothek zur staatlich regelmässig unterstützten Institution geworden.

Es wäre reizvoll, hier weitere Einzelheiten aus Verwaltung, Kultur, Gunst und Ungunst im Erwerb von Sammlungen und anderem mehr vorzulegen. Vieles davon ist in Hans Blöschs Festschrift von 1932 nachzulesen. Ein Detail ist erst vor kurzem durch einen Kenner aufgedeckt worden: Unter den von Sir Thomas Hollis den Bernern 1765 überreichten Prachtsbänden scheint bei einem die pressvergoldete Rückenverzierung verkehrt angebracht worden zu sein. Es handelt sich aber um eine von Hollis angeordnete diskrete Kennzeichnung jesuitischer Literatur: Der Aufklärer aus England, der seine Bücher zunächst anonym vergabte, kämpfte so auf seine Weise gegen den Jesuitenorden, der ja dann 1773 vom Papst aufgehoben wurde.

*An Englishman, a Lover of
of Liberty, Citizon of the World,
is desirous of having the honor
to present this Book, written
by an accomplished, faithful,
magnanimous Englishman,
to the public Library of
the Canton of Berne.
London, april 14, 1765.*



Links: Bücherwidmung eines freiheitsliebenden Weltbürgers aus England an den Kanton Bern, 1765.
Rechts: Drei Bände aus dem Legat Hollis, in der Mitte der jesuitische Band, auf dessen Rücken die Eule Kopf steht.

Nach Sinners Rücktritt 1776, eine Folge seiner Wahl zum Landvogt von Erlach, wurde die Bibliotheksleitung seinem entfernten Verwandten, dem Theologen Achilles Friedrich Sinner (1732–1777) anvertraut; dieser konnte sein Amt kaum ein Jahr lang versehen. Dass man bei der Wahl seines Nachfolgers keinen Patriziersohn sondern den theologisch gebildeten Johann Samuel Ith (1747–1813) wählte, und dazu erst noch auf ein Examen verzichtete, muss den unbestrittenen Fähigkeiten des Gewählten zugeschrieben werden. Ith wurde 1781 zum Philosophieprofessor gewählt, kam später an das Politische Institut, dann auf die Pfarrei Siselen und ans Münster. Er spielte im kulturellen und sozialen Leben Berns, in Kirche und Schule, bis in die Mediation hinein eine bedeutende Rolle.

1786, am Vorabend der grossen Bauarbeiten, legte er die Leitung der Stadtbibliothek nieder. Karl Viktor v. Bonstetten hoffte, den Historiker Johannes v. Müller von Schaffhausen, damals Bibliothekar in Mainz, als Nachfolger Iths nach Bern zu bringen als Vorstufe für eine Professur an der Hohen Schule. Das eine wie das andere sollte misslingen. Der Schulrat schlug dem Kleinen Rat den bisherigen Unterbibliothekar Michael Wagner vor, den älteren Bruder des bekannten Sigmund Wagner. Doch der Rat wählte – wohl aus politischen Erwägungen – den zweitplacierten Bernhard Friedrich Tscharner (1754–1827), Sohn von Altlandvogt Tscharner von Trachselwald. Tscharner stand der Bibliothek in bewegten Zeiten vor: während des Neubaus und der Fremdherrschaft und in den langen Jahren der Mediation und Restauration. Wir werden ihm 1811 als Schöpfer des ersten alphabetischen Katalogs begegnen. Die Zurücksetzung Michael Wagners (1756–1812), er wurde 1788 Gymnasiarch, also Vorsteher der Lateinschule, erklärt seine aktive Mitarbeit in der Lesegesellschaft von 1791 und Tscharners Zurückhaltung dieser gegenüber.

Besonderes Anliegen aller Oberbibliothekare waren und blieben die Raumfragen. Schon 1715 hatte der Antrag für eine Erweiterung auch eine Variante mit einem «Ansatzgebäude» enthalten. Vor Engels Rücktritt lag 1747 ein seit sieben Jahren erdauertes Gutachten beim Schulrat, das als Standort für einen Neubau die «Ankenwaag», das heutige Bibliotheksgrundstück, anvisierte. Zwei Jahre später lagen Pläne Ludwig Emanuel Zehenders vor. Provisorien und andere Varianten schoben den Bau hinaus; schliesslich entstand zwischen 1755 und 1760 ein Bauwerk – freilich nach endlosem Hin und Her ein Korn- und Salzhaus mit Weinkeller und nicht eine Bibliothek. Noch heute erinnern Ähren und Trauben über dem einstigen Hauptportal im Mittelrisalit an die älteste Funktion des Gebäudes. Einen Vorschlag des Architekten Niklaus Sprüngli, die Bibliotheksbedürfnisse im Oberbau des Kornhauses zu befriedigen, lehnte der Schulrat 1758 ab. Dagegen drang 1772 ein anderes Projekt Sprünglis durch, das einen Verbindungsbau zwischen dem Westflügel der Hochschule und dem neuen Ankenwaag-Kornhaus vorsah. 1775 stand diese Bibliotheksgalerie mit der bekannten Sprünglifassade auf der Nordseite fertig da; es begann der Streit um ihre Nutzung. Entschieden wurde er erst mit dem Umbau der Ankenwaag zum eigenen Bibliotheksbau in den Jahren 1787 bis 1794. Nachdem die Stadtbibliothek ihr eigenes Gebäude hatte, stand die Galerie den musealen Sammlungen zur Verfügung, bis diese hundert Jahre später weiter weg verlegt wurden. Nur kurz dauerte hernach die Nutzung der Galerie als Bibliothek; dann diente sie kirchlichen Zwecken und Ausstellun-

gen, bis sie zwischen 1905 und 1909 etappenweise der Spitzhacke und dem Verkehr zum Opfer fiel. Die gerette Fassade Sprünglis wurde zur – neuerdings restaurierten – Brunnenkulisse am Thunplatz. Seit kurzem lässt sich der Grundriss und Standort von 1772 an einer rot gefärbten Asphaltmarkierung auf dem Casinoplatz ablesen.

Raumbedarf der Hohen Schule und die unhaltbare Bauqualität des fast hundertjährigen Bibliothekssaales im Kloster dürften schliesslich mit der Raumnot der Bibliothek zusammen doch zur Einsicht einer grundlegenden Neulösung geführt haben. Ausschlaggebend war aber etwas ganz anderes: Das gotische Rathaus aus dem 15. Jahrhundert sollte einem repräsentativen Neubau Platz machen. Während der Bauzeit benötigte der Grosse Rat einen angemessenen Sitzungssaal. So gelangte man 1787 zu folgenden Nutzungskombinationen: Sobald das Kornhaus des Burgerspitals am Waisenhausplatz vollendet ist, kann die Kornschütte von der Ankenwaag dorthin verlegt werden. Das erlaubt einen Auf- und Ausbau zu einem Bibliothekssaal, der vorerst als Sitzungsraum des Grossen Rates verwendet werden kann.

Während der 1788 einsetzenden Bauarbeiten verlegte man das ursprünglich im Gebäudezentrum hinter dem Mittelrisalit eingebaute Treppenhaus in einen südwestlichen kleinen Zwischentrakt, der die Ankenwaag mit der Galerie Sprünglis verband. Diese diente bis 1860/63 (Bau des Osttraktes mit fünf Bogen und dem heutigen Eingang und Treppenhaus) als Eingang zu Bibliothek und Museum. Das Hauptgebäude wies damit die heute noch ablesbare Raumdisposition auf: Im Westen über vier Arkaden einen Vorsaal (heute Hallersaal der Bürgerbibliothek); im Osten, ebenfalls über vier Arkaden, Arbeits- und Magazinräume und dazwischen über neun Bogen den klassizistischen Prunksaal, den jetzigen Schultheissensaal. Noch waren aber die Schultheissenporträts nicht hier aufgestellt, sondern sie hingen von 1792 bis 1857 in der Sprüngligalerie. Noch war der Saal nicht Lesesaal, sondern er enthielt in der Längsachse Tische mit kostbarem Ausstellungsgut und Globen, während die Büchergestelle zwischen den Fenstern mit den präsentablen Buchbeständen und goldgeprägten Lederrücken den eher kühlfarbenen Saal belebten. Zentrale Akzente boten das Deckengemälde von Ignaz Keil «Apollo krönt Minerva» und der prächtige Würfelparkett.

Auf Strassenniveau diente die Laube als Markthalle mit offenen Kammern auf der Südseite, die den oberländischen Marktfahrern als «Säumerstübli» zur Verfügung standen.

Ein Jahr nach dem Baubeginn an der Ankenwaag brach die Französische Revolution aus, und zehn Tage nach der Grundsteinlegung zur Rathaustrasse fand der Bastillensturm statt. Eine massive Kostenüberschreitung liess aufhorchen, verschlang doch schon die Terrasse fast so viel, wie für sie und den Westbau des Rathauses zusammen devisiert war: Der Rathausneubau wurde vertagt, und so kam die Bibliothek früher als erwartet zu ihrem eigenen Bau. Mit dessen Bezug 1792/94 hat die Stadtbibliothek den Schritt aus dem engern Hochschulbereich getan. Damit war symbolisch die bis heute räumlich sogar grösser gewordene Distanz zur Hochschule vollzogen. Die rechtliche Abgrenzung folgte in der Helvetik.

Offenbar vermochte die Grosse Bibliothek die Bedürfnisse aller Leserkreise nicht genügend abzudecken. So kam es just im Zeitpunkte der Verbesserung in den Raum-

verhältnissen zu drei wichtigen Bibliotheksgründungen im letzten Jahrzehnt des alten Staates: 1791 entstanden die Lesegesellschaft und 1795/96 die beiden Bibliotheken der Mediziner und der Prediger.

Die Lesegesellschaft war ein anfänglich recht exklusiver Zirkel, eine Gründung der nach 1760 geborenen Generation. Der spätere Restaurator Carl Ludwig v. Haller, geboren 1768, entwarf die Gründerstatuten und blieb die Seele des Unternehmens bis zur Helvetik. Mit ihm standen für Bucherwerb und Gesellschaftsführung in vorderster Linie seine nur wenig älteren Zeitgenossen und spätern politischen Gegner, der Mediziner Albrecht Rengger und Philipp Albrecht Stapfer, die kommenden Männer der Helvetik. Als Bibliothekar und Seckelmeister amtierte Michael Wagner, der, wie oben erwähnt, nicht Oberbibliothekar geworden war und hier seiner Neigung im Nebenamt frönte. Ein Blick in die Erwerbsakten zeigt, dass vorwiegend aktuelle Bedarfsliteratur aus allen Fachgebieten, namentlich auch Rechts-, Wirtschafts- und Reiseliteratur beschafft wurde, wohl Gebiete, die auf der Grossen Bibliothek nicht genügend gepflegt wurden. Der Umbruch von 1798 gab der Lesegesellschaft eine breitere Leserbasis.

Daniel
v. Haller
Lesegesellschaft
angefangen am 13^{ten} Januar 1791.

Als von sämtlichen Mitgliedern, Heils
durch ihre Unterschrift angenommen,
Heils in der Formulierung vom 16. und
30. Januar 1791. festgesetzt, und durch den
Unterschriften Secretarius indigiat
und niederschriftlichen

E. L. Haller Secret.

Manual der Lesegesellschaft von 1791 mit der Genehmigung und der Unterschrift des Sekretärs
Carl Ludwig (von) Haller.

Die vom hohen Sanitätsrat der Stadt Bern auf das Jahr 1796 errichtete «Medizinisch-Chirurgisch- und Veterinarische Communbibliothek» ist eigentlich das Werk des Stadtarztes Dr. Samuel Wyss (1757–1834). Nach mehrjähriger Vorarbeit stellten sich Ende 1795 Sanitätsrat und Schulrat hinter das Werk, setzten eine Summe aus, gaben einen Raum im Erdgeschoss der Sprüngli-Bibliotheksgalerie frei und liessen Texte und Kataloge drucken. Für das 1797 neu errichtete Medizinische Institut war die Fachbibliothek eine nicht unwesentliche Voraussetzung. Der Vergleich mit der heutigen Universitätsspital-Bibliothek in der Insel drängt sich auf. Wyss hat schon damals die Idee der «Bibliothek als Ort der Begegnung» hervorgehoben. Er förderte das Werk, indem er selber Verwaltung und Ausleihe ehrenamtlich besorgte, seine bedeutende Privatbibliothek in die Ausleihe einbezog und differenzierte Benutzergebühren schuf. Die Revolution lähmte den Fortgang: Plünderungen, zeitweilige Schliessung, Rücktritt des verbitterten Dr. Wyss im Oktober 1799. Der Minister und Mediziner

Vorschlag
 an alle
Medizinalpersonen
 des
deutschen Theils des Cantons Bern,
 zu Benutzung und Unterhaltung
 einer
 von dem hohen Sanitäts-Rathe der Stadt
 Bern errichteten Medizinisch-Chirurgisch-
 und Veterinarischen Communbibliothek,
 auf das Jahr 1796.



B E R N,

gedruckt in hochobrigkeitlicher Buchdruckerey,
 1795.

Titelblatt des Gründungswerkes der Medizinisch-Chirurgischen Bibliothek von 1795, enthaltend Projekt, Katalog und Berichte. Die Stempel weisen aus, auf welchem Weg der Sammelband in die Stadt- und Universitätsbibliothek gekommen ist.

Albrecht Rengger liess daraufhin die Bibliothek zur öffentlichen Anstalt erklären und übertrug die Verwaltung der Medizinischen Gesellschaft. Trotz übler Umstände gedieh das Werk wieder: Die Zahl der Werke stieg von 1100 Titeln (1797) auf 1500 (1800) an; das ganze medizinische Literaturspektrum wurde angeboten; es reichte von den propädeutisch-naturwissenschaftlichen Fächern über historische, theoretische und praktische Medizin und Pharmazie, über Gynäkologie und Geriatrie bis zur Gerichtsmedizin und Sanitätspolizei. In der Mediation ging die Bibliothek ins Kantons-eigentum über und wurde 1806 der medizinischen Fakultät der Akademie übergeben. Trotz 600 Franken Jahresbeitrag der Kuratel verlor die Bibliothek aber nach und nach an Aktualität und damit an Bedeutung.

In Bern gibt es in der Zeit zwischen 1770 und 1830 kaum eine kulturelle oder wissenschaftliche Institution, die nicht irgendwie mit dem Namen des universal interessierten Pfarrers Jakob Samuel Wytttenbach (1748–1830) verbunden ist. Zu seinem Bekannten- und Korrespondentenkreis gehören Forscher, Künstler – etwa Lavater, Saussure, Volta, Bonstetten, Johannes v. Müller, Aberli – und viele andere. Wytttenbach kannte Haller; er gab Neuauflagen von ihm heraus. Goethe besuchte ihn 1779 und benutzte seine Reiseanleitung. Als Pfarrer an der Heiliggeistkirche (1783) begründete er eine Vorläuferin der Bibelgesellschaft; als Natur- und Alpenforscher war er Mitbegründer der Bernischen (1786) und der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (1814); wir finden ihn sodann bei der Begründung des Botanischen Gartens und des Medizinischen Instituts. Er selber legte botanische, geologische und mineralogische Sammlungen an. Dazu war er schriftstellerisch und herausgeberisch tätig.

Auch mit dem Bibliothekswesen Berns bleibt Wytttenbachs Name eng verknüpft: vor dem Franzoseneinbruch mit den Gesellschaftsbibliotheken, von der Helvetik an mit den musealen Sammlungen der Stadtbibliothek und später als Mitglied der Bibliothekskommission. Vor 1798 machte Samuel Wytttenbach nicht nur in der Lesegesellschaft aktiv als Rechnungsführer mit, sondern er war die treibende Kraft zur Errichtung der «Gemeinschaftlichen Prediger-Bibliothek zu Bern». Zusammen mit Münsterhelfer Gottlieb Sigmund Gruner, Pfarrer Sigmund Friedrich Bitzium zu Murten – dem Vater Gotthelfs – und zwölf weitem Geistlichen entwarf Wytttenbach Statuten, die Ende 1796 eine theologische Fachbibliothek begründeten, kaum ein Jahr nach der medizinischen. Als sich Doktor Wyss enttäuscht von dieser distanzierte, war es Pfarrer Wytttenbach, der auch dieses Werk vorerst über die Runden bringen half.

Von der Prediger-Bibliothek liess Helfer Gruner als Geschäftsführer und Bibliothekar 1802 einen 32-seitigen Bericht drucken, der die Motivation für die Gründung, Geschichte, Statuten, Bücherverzeichnis, die Namen der 72 Mitglieder und ihre Beiträge sowie die Gesamtabrechnung seit 1796 enthält. Daraus geht hervor, dass es sich um eine geschlossene Gesellschaft handelte, der Lesegesellschaft sehr ähnlich. 1802 zählte die Bibliothek rund 350 teils mehrbändige Werke; der Katalog gibt von einem jeden den Anschaffungspreis. Von den insgesamt 775 Kronen Ausgaben stammte je knapp der dritte Teil von Eintrittsgeldern und einem obrigkeitlichen Startkapital; etwas mehr als einen Drittel brachten die jährlichen Unterhaltsgelder und die Verlängerungsgebühren (Lesegelder) ein. 1802 befand sich die Bibliothek im Hause Gruners.

50 Jahre später zählte die Prediger-Bibliothek 5200 Bände und 96 Benutzer. Sie war jetzt im Kantonsschulgebäude (alte Lateinschule) aufgestellt, während die alte Hochschule, das sogenannte «Kloster», die Studenten- und die Medizinerbibliothek beherbergte.

Wytenbach, der Stifter der Prediger-Bibliothek, hat sich 1801 nach dem Tode Pfarrer Daniel Sprüngli um den Erwerb von dessen berühmter Vogelsammlung bemüht und ihre Aufstellung in der Bibliotheksgalerie unter den Schultheissenbildern erreicht. So kam es zur Bezeichnung «Vögelbibliothek». Aus der nachfolgenden Epoche stammt deshalb auch der Spott eines Pariser Reisenden, der als grösste Merkwürdigkeit Berns hervorhob, «de voir les portraits des Chefs de l'Etat dans la galerie des animaux». Von 1808 an Mitglied der städtischen Bibliothekskommission, kam Wytenbach in die unangenehme Spannung zwischen Behörden und Naturforschender Gesellschaft wegen der Betreuung der Galerie. 1826 entstand dann eine besondere Museumskommission unter dem Präsidium Wytenbachs. Nach seinem Tode wurde die Teilung noch deutlicher: 1832 war das Museum praktisch selbständig.

Will man sich für das ausgehende Ancien régime ein Bild von den öffentlichen und privaten Literaturversorgungsmöglichkeiten in Bern machen, so muss man zu den vorgenannten Bibliotheken die Studentenbibliothek und die Bibliothek der 1759 gegründeten Ökonomischen Gesellschaft zählen. Beide sind seither ebenfalls in den Beständen der Burger- und der Stadtbibliothek aufgegangen. Dasselbe gilt für bedeutende Privatbibliotheken wie die Familienbibliotheken v. Mülinen und Mutach, sodann diejenigen von Gottlieb Emanuel v. Haller und Philipp Emanuel v. Fellenberg von Hofwil. Andere sind bedauerlicherweise als Ganzes veräussert – wir denken an Albrecht v. Haller und Samuel Engel – wieder andere später auseinandergerissen, verauktioniert und zerstreut worden – etwa v. Steiger-Tschugg, v. Erlach-Spiez und v. Erlach-Hindelbank. Die mit Stichen reich ausgestattete Bibliothek des Generals Lentulus kam im Konkurs der Nachfahren 1829 unter den Hammer. Die Liste liesse sich verlängern. So weiss man, dass der Kriegsrat schon im alten Staat eine Militaria-Fachbibliothek angelegt hatte, die heute, ergänzt durch neuere Bestände, das Berner Staatsarchiv besitzt.

Heinzmann, beziehungsweise sein Gewährsmann, nennt 1794 auch interessierten Lesern zugängliche Privatbüchereien. Diejenigen für Naturwissenschaften bei den Pfarrern Daniel Sprüngli und Samuel Wytenbach sind schon erwähnt worden. Für Schweizer Geschichte musste man Hauptmann Christoph Friedrich Freudenreich (1748–1821), den Schultheissen der Jahre 1806 bis 1813, aufsuchen. Vaterländisches Recht fand sich beim ehemaligen Professor, dem Fürsprecher Isaak Gottlieb Walther (1738–1808). «Klassiker» waren zu erhalten bei Hauptmann Ludwig Emanuel Fischer (1738–1815), Herr zu Reichenbach.

Überdies erwähnt Heinzmann Leseläden und Leihbibliotheken, darunter den Buchhändler Emanuel Haller (1735–1807), «dem neuen Bibliotheksgebäude gegenüber», den Buchdrucker Emanuel Hortin (1765–1814) und den Buchbinder Sprüngli. Heinzmann musste rund um das Buchgeschäft Bescheid wissen, gehörte er doch in Bern zu denjenigen, die heute durch buchhändlerisch-verlegerische Tätigkeit mit dem Urheberrecht in Konflikt gerieten.

Es dürfte sich lohnen, in diesen Zusammenhängen noch bibliotheksgeschichtliche Einzeluntersuchungen anzustellen. Wir versprechen uns einige neue Erkenntnisse aus vorgesehenen Arbeiten, deren eine sich mit dem Maler und Wappenspezialisten Wilhelm Stettler (1643–1708) und eine andere mit dem Kartensammler Venner Johann Friedrich Ryhiner (1732–1802) befassen, dessen 14 000 Kartenblätter 1867 der Stadtbibliothek vermacht worden sind. Ryhiner war es übrigens gewesen, der 1784 als Stiftschaffner den Anstoss zu einer Globaluntersuchung der Raumverhältnisse in Hochschule und Bibliothek gab, was dann zum obgenannten Umbau der Ankenwaag führte. Dass just der Stiftschaffner derartige Anträge stellte, hängt mit seiner Funktion als «Hochschulverwalter» zusammen: Aus den Einkünften des einstigen Chorherrenstiftes wurden zum schönen Teil die Professorengehälter und der bauliche Unterhalt der Hohen Schule bestritten.

Man kann sich kaum ausdenken, welche Werte verloren gegangen wären, hätten die Franzosen 1798 dasselbe unternommen, was die Zürcher und Berner 1712 in St. Gallen: den Abtransport der Bibliothek, nach Paris freilich. Neben dem Staatschatz plünderten sie neuere Kartenbestände. Die aus dem Beutegut des Generals Schauenburg zurückerworbenen Karten befinden sich heute in der Eidgenössischen Militärbibliothek und nicht mehr im Staatsarchiv in ihrem Kontext: Der Staat Bern hat es seinerzeit abgelehnt, «Diebesgut» zu bezahlen. Auch aus Ryhiners Kartensammlung liefen einige für Generäle nutzbare Stücke über Italien und Flandern mit.

Es ist dem ehemaligen Berner Studenten und Professor und dann helvetischen Minister, dem Aargauer Philipp Albrecht Stapfer zu verdanken, dass die etwa 30 000 Bände der Berner Bibliothek 1798 nicht als Kriegsbeute der Franzosen nach Paris verschleppt wurden. Kommissär Rapinat übergab die Stadtbibliothek Mitte August 1798 der Munizipalität, also der Stadtgemeinde von Bern. Nach einer zweijährigen fast völligen Schliessung konnte die Bibliothek im Jahre 1800 unter der Leitung des frühern Oberbibliothekars Tschanner wieder geöffnet werden. Mit der Übergabe an die Munizipalität war ein weiterer Schritt von der Hochschule weg vorgezeichnet. Die Dotationsurkunde vom 20. September 1803 sprach die Bibliothek endgültig der Stadt Bern zu: «Als Eigentum hingegen werden erklärt, entweder für die Burgerschaft, unter der Verwaltung des Stadtrathes, oder für Gesellschaften, unter deren eigener Verwaltung, mit Vorbehalt zum allgemeinen wissenschaftlichen Gebrauch: Die Burger-Bibliothek, nebst dem zu deren Aufbewahrung bisher bestimmten Gebäude und deren geringe Fonds.» Dann folgen Münz- und Naturalienkabinette und die Vogelsammlung Sprüngli, mithin die musealen Sammlungen.

Dieser Entscheid der schweizerischen Liquidationskommission steuerte die Stadtgemeinde Bern – aus der später die Einwohner-, die Burger- und die Kirchgemeinden hervorgegangen sind – mit Einkünften, Einrichtungen, Gebäuden und liegenden Gütern aus. Das hat später zu langwierigen Auseinandersetzungen über die Eigentumsverhältnisse geführt, vorerst zwischen dem liberal-radikalen Staat und der konservativen Stadt, sodann innerhalb der Stadt. 1852 gelangte die Bibliothek an die Bürgergemeinde. Die heutige Stiftungsform mit den Partnern Stadt – Staat – Bürger ist im Grunde die privatrechtliche Wiederherstellung des altbernischen Zustandes.